Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 33 (1939)
Heft: 6

Artikel: Was sagt die Bibel zur Politik? (Schluss)
Autor: Berger, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-137428

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was ſagt die Bibel zur Politik?[1])

(Schluß.)

Hat Jeſus ſich nicht mit ſeinem Evangelium auf ſein Volk beſchränkt, zwölf Boten für die zwölf Stämme Iſraels ausgeſandt? Iſt er nicht nach Jeruſalem gezogen, um dort die Entſcheidung zu erleben? Die Art und Weiſe aber, wie ſein Volk auf Rettung hofft und ſich dieſe Rettung erkämpfen will, Empörung und Aufſtand, Krieg und Gewalttat, liegt ihm fern. Auch in den Beamten des fremden Staates ſieht und ſucht er den Menſchen: ſein freundlicher Verkehr mit den Zöllnern hat ihm den Haß der frommen Patrioten zugezogen. In ſeinem ganzen Verhalten verkündet er die *Politik der Propheten:* Gottesglauben und innere Erneuerung, ein Programm, über das die Realpolitiker immer den Kopf geſchüttelt und gelächelt haben. Barabbas war ſein Gegenſtück. Aber dieſer entſprach zweifellos dem patriotiſchen Ideal beſſer. Wie ſehr Jeſus mit allen Mitteln des Staates gebrochen hatte, zeigt uns wohl am beſten die *Bergpredigt.* Sie iſt kein politiſches Grundgeſetz, wenn ſie auch wirklich eine Ordnung, die Ordnung Gottes aufzeigt. Sie kann nicht als Zwangsgeſetz begriffen werden, ſondern nur als die ſelbſtverſtändliche Haltung der Genoſſen des neuen Reiches. Im Vergleich zu unſeren politiſchen Ordnungen offenbart die Bergpredigt die *Anarchie der Liebe,* eine Ordnung sui generis, geboren aus dem Geiste des lebendigen und Leben schaffenden Gottes, nicht das feſtgefügte, ſtarre Produkt menſchlicher Organiſationstätigkeit. Sie iſt und bleibt *der* Maßſtab chriſtlichen Handelns, die Forderung Gottes, die wir je und je aus unſerem Glauben zu erfüllen verpflichtet ſind. Wenn die Bergpredigt politiſches Geſetz weder ſein kann noch ſein will, ſo will ſie nichtsdeſtoweniger geſellſchaftliche Wirklichkeit werden, Realität in dem Spielraum, den der Staat dem Verhältnis unter den Individuen läßt; denn unter ſeinen Nachfolgern *gilt* ſie nun einmal, und zwar *unbedingt.* (Nicht wie bei den Heiden ſoll es unter ihnen ſein. Matth. 20, 26 ff.) Eine *Herrſchaft* Gottes iſt ihm dieſe neue Welt, nicht eine *Kirche* — ein neues Zuſammenleben, ein *Reich.* Es könnte nur Unverſtand das vielzitierte Wort: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt" als eine *ewige Stabiliſation* des Staates ausdeuten. Das Wort darf auch nicht als Freipaß für ſtaatliche Willkür, noch als Mahnung zu bedingungsloſem Gehorſam verſtanden werden. Es enthält überhaupt keine andere Weiſung, als dem Cäſar die ſchuldigen Steuern zu entrichten. (Ausgerechnet beim Steuerzahlen erinnert ſich der moderne Chriſt gerne daran, daß man dem Staate nicht unbedingten Gehorſam ſchuldig ſei . . ., erſt wenn es ans Geld geht, weiß dieſer ſeltſame moderne Jünger, daß man dem Staate nicht das Herz ſchenken dürfe, da ja „unſer Bürgerrecht im Himmel iſt"). Jeſus iſt

[1]) Vgl. Nr. 3, 4 und 5.

keinen politiſchen Idealen oder gar Ideologien dienſtbar geworden. Er ſteht *über* ihnen allen. Nicht Kindlichkeit oder ſentimentale Schwärmerei, die nicht begriffen hätte, was hier für den einzelnen wie für die Völker auf dem Spiele ſtand, zwangen ihn zu ſeiner Stellungnahme. Sein ganzes Leben iſt ein Kampf mit der politiſchen Frage ſeines Volkes geweſen, und ſeine Stellungnahme hat er mit dem Leben bezahlt. Wäre er ein Asket geweſen, er hätte die Wüſte aufgeſucht und wäre dem Kreuz entronnen, aber der Gründer des Reiches Gottes, welcher einem Pilatus die Grenzen ſeiner Macht aufzeigte, der es wagte, der Staatsomnipotenz die Allmacht Gottes entgegenzuſtellen, dem Volke den Anbruch eines Reiches neuer und höherer Ordnung zu predigen, der mußte ſterben. Cäſar erkannte in ihm *den* ernſt zu nehmenden Gegner.

Jeſus gehörte nicht zu denen, welche aus lauter Jenſeitsfanatismus die Forderung des Tages nicht ſehen. Immerhin ſcheint es bei ihm auch ſo geweſen zu ſein wie bei den Propheten, daß ſeine Zukunftshoffnung gewachſen iſt aus der Empörung über die unerträglichen Zuſtände auf Erden, über das Schickſal der Geknechteten und zu Boden Getretenen. Ihm ſtand es felſenfeſt, daß Gott die Erde nicht weiter ſich ſelber überlaſſen werde, daß er die Menſchen dem Satan und den Dämonen, den Cäſaren und Prieſtern, allen blinden Blindenführern entreißen müſſe. Die Abkehr vom Staate iſt bei ihm die Folge ſeines neuen Ideals von Gemeinſchaft geweſen, die notwendige Konſequenz ſeiner Berufung. Von der Obrigkeit ſeines Volkes als Gotteslästerer und Rebell verurteilt, ſtarb er am Schandpfahl. Das Kreuz war das Zeichen deſſen, was ſeine Richter und Henker in ihm verkörpert ſahen.

Paulus verpflanzte das Evangelium in den tief aufgewühlten Boden der helleniſtiſchen Welt. Da wurde es vor allem zur Religion der proletariſchen Schichten der Großſtädte des römiſchen Reiches, beſonders in Rom, Korinth und Epheſus, wo nach einer Aeußerung des Tacitus alles Scheußliche und Schändliche zuſammenſtrömte. Paulus beſtätigte ſelbſt, daß in dieſen Gemeinden nicht viele Reiche, Vornehme, Gebildete und Mächtige zu finden ſeien (1. Kor. 1, 26 ff.). Noch zitterte der Boden von den Stadtrevolutionen der helleniſtiſchen Zeit, von den Bürger- und Sklavenkriegen, in denen zum Ausbruch gekommen war, was in der Tiefe gärte. Wenn die erſte Kaiſerzeit Ruhe und Befriedung gebracht hatte, ſo wurden tatſächlich doch nur gewiſſe Schichten und keineswegs alles Volk von dieſen Segnungen berührt. Die Literatur der Apokalypſen und alle Schriften der Chriſten, die ja hauptſächlich den unteren geſellſchaftlichen Schichten entſtammen, zeigen uns ganz andere Bilder als die triumphalen Inſchriften Kleinaſiens der Kaiſerzeit. Da vermag man noch deutlich den Druck, die Ausbeutung der Armen und die ganze Hoffnungsloſigkeit dieſer Welt vor allem dem ſtaatlichen Daſein gegenüber zu ſpüren. Daß die Myſterienreligionen eine ſo gewaltige Anziehungskraft auf die

zertretene Maſſe ausübten, iſt gerade aus der Hoffnungsloſigkeit der unteren ſozialen Schichten zu erklären. Was bedeutete den Myſterienkulten gegenüber die gedankenloſe Gewohnheit des Staatskultes? Jene waren Herzensſache, dieſe jedoch bloße Höflichkeitsform. Daß auf dem Boden des namenloſen Elends, wie es jene Tage ſahen, keine Dogmatik von freundlicher Ausgeglichenheit möglich war, iſt klar. Durch alle Zeugniſſe jener Zeit zittert der Hilferuf: „Ja, komm, Herr Jeſus" (Offenb. 22, 20). Mit ganz beſonderer Freude wurde in den Kreiſen der ſozial Gedrückten und Geplagten die Predigt vom kommenden Gottesreich aufgenommen. Freilich miſchten ſich nun Töne hinein, die wir bei Jeſus nicht vernehmen, Aeußerungen, die wir bei Jeſus vergeblich ſuchen: Haß und Rachedurſt einer verbitterten, geplagten, einer zertretenen, verfolgten ſozialen Schicht. Wild und leidenſchaftlich brechen dieſe Klänge in der Offenbarung des Johannes durch, worin ſich überdies noch viel jüdiſcher Nationalhaß miſchte. Aber als erſtes Buch der chriſtlichen Religion hat ſie zum mindeſten das Verdienſt, uns die Gefühle der erſten Chriſten zu vermitteln. Darnach haben ſie ſich am Triumphgeſang der Engel über den Fall des großen Babylon, den ſchmachvollen Tod der großen Buhlerin im Scharlachgewand (17, 3), die trunken iſt vom Blute der Heiligen, ebenſo ingrimmig gefreut (18,6) wie an dem ſchrecklichen Mahl der Vögel des Himmels, die das Fleiſch der Kaiſer und Könige, der Feldherren und Soldaten, der Reiter und Roſſe freſſen, wenn die Menſchheit vom Zorngericht Gottes erſchlagen die weiten Ebenen deckt (19, 17). Und der Racheſchrei der gemordeten Seelen, die unter dem Himmelsaltar die tröſtliche Antwort erhalten: „Noch eine kleine Zeit" (6, 9 und 19), klingt noch im Evangelium des Lukas wieder in dem Troſtwort: „Gott ſollte nicht die Rache für ſeine Auserwählten heraufführen, die zu ihm ſchreien Tag und Nacht? Ich ſage euch, er wird ſie rächen in Kürze." (Luk. 18, 7—8.)

Es darf auch nicht vergeſſen werden, daß der wirtſchaftliche Druck nicht ſpurlos am chriſtlichen Schrifttum vorübergegangen iſt. Der Verfaſſer des Jakobusbriefes zum Beiſpiel ſcheint den Unterſchied zwiſchen arm und reich faſt mehr empfunden zu haben als den zwiſchen Chriſt und Nichtchriſt. Er begründet nämlich die Forderung, Arme und Reiche in der Gemeinde gleich zu behandeln, überraſchenderweiſe nicht mit chriſtlichen Gedanken, ſondern mit dem Reſſentiment des Entrechteten (Jak. 2 und 5): „Bedrücken euch die Reichen nicht? Sind nicht *ſie* es, die euch vor die Gerichte ſchleppen?" Es iſt doch wohl nicht bloßer Zufall, daß jenes bekannte Wort gegen die Reichen (Luk. 6, 24—26) in das Evangelium desſelben Mannes ſich eingeſchlichen hat, der in betonter Weiſe Jeſus als Freund der Armen darſtellt? Und wiederum halte ich es nicht für Zufall, daß bei demſelben Evangeliſten ſich der Lobgeſang der Maria befindet, die Hoffnung auf die Zeit, in der Gott die Mächtigen vom Throne ſtürzt und die Armen

erhöht, Hungrige mit Gütern füllt und die Reichen leer hinwegſchickt (Luk. 1, 46—54). Im erſten Timotheusbrief finden wir abermals flammende Worte gegen die Leute, die reich werden wollen (Kap. 1, 5 bis 10). Müſſen wir uns da noch verwundern, daß in einer ſolchen Atmoſphäre radikale Bewegungen zu befürchten waren? Daß gerade in der Urgemeinde zeitweiſe revolutionäre Stimmungen obenauf zu kommen und den Beſtand der Religionsgemeinſchaft zu gefährden drohten, zeigen uns die *Mahnungen* und *Warnungen* beſonnener Männer. Die Größe der drohenden Gefahr müſſen wir in einer geradezu übertriebenen Rechtfertigung des Staates erblicken. Zum Beiſpiel ſchreibt Paulus im 13. Kapitel des Römerbriefes nicht bloß, daß alle Obrigkeit von Gott eingeſetzt ſei, ſondern auch, daß ſie nur die *Böſen* beſtrafe, obwohl ihn ſein eigener wundgeſchlagener Rücken widerlegen mußte. Ausgerechnet nach *Rom* muß Paulus ſo ſchreiben. War der Boden Roms für Revolutionen beſonders geeignet? Fühlte ſich die chriſtliche Gemeinde dort beſonders gedrückt in ſozialer Hinſicht? Jedenfalls ſah ſich Paulus genötigt, zur Ruhe und Beſonnenheit zu reden und in ſeinem Schreiben den Geiſt des Aufruhrs zu bannen. Nicht umſonſt finden wir je und je die Aufforderung, für die Obrigkeit zu beten, womit zweifellos die Haßgefühle zurückgedrängt, die aufgeregten Gemüter von dem Geiſte der Liebe und der Zucht diſzipliniert werden konnten.

Man hat meines Erachtens in der Literaturgeſchichte des Chriſtentums ſtark überſehen, daß die Oppoſition gegen den Kaiſerkult in der *Uebertragung der Würde des Kaiſers auf Jeſus Chriſtus* zum Ausdruck kommt. Es war keine bloße gedankenloſe Redensart der Chriſten, von *unſerem* Herrn und Heiland zu reden, wenn man weiß, mit welchem Nachdruck ſie das *unſer* betonten, im Gegenſatz zu den Herren der Welt, und wenn man bedenkt, wieviel Blut es gekoſtet hat, dieſem Bekenntnis treu zu bleiben. Hatte Jeſus einſt ſelber ſeine Königsherrſchaft den Herrſchaften dieſer Welt entgegengeſetzt, ſo tat es nun ſeine Gemeinde nicht weniger. Im Philipperbrief weiſt Paulus auf die Rechtsordnung der Chriſten, die „im Himmel" iſt, und zeichnet ſie als eine Ordnung, die dieſer Welt überlegen und zugleich entgegengeſetzt iſt. Aber gerade für die ſpätere literariſche Entwicklung der chriſtlichen Religion iſt es von Bedeutung, daß die Chriſtus verliehenen Titel „Sotèr"[1]) und „Gott" aus der *politiſchen* Welt ſtammten, daß der eben zitierte pauliniſche Ausdruck (Politeuma: Bürgerrecht, Rechtsordnung) ebenſogut wie die Interpretation als Glaubensgerechtigkeit jene hiſtoriſche Erklärung zuläßt, die ihn *politiſch* verſteht, die *Allmachtſtellung des himmliſchen Herrn* unterſtreichend und eben deshalb politiſch *oppoſitionell.* Aehnlich verhält es ſich mit dem chriſtlichen Credo, in welchem das „pantokrator" (gewöhnlich als „allmächtig" überſetzt)

[1]) = Erlöſer. D. Red.

eine deutliche Entgegenſetzung gegen den Cäſarentitel „Autokrator“ [1]) iſt. Vergl. 2. Kor. 6, 18, wo auch Paulus ſich dieſes Ausdrucks bedient, dann aber vor allem die Offenbarung Johannis, Kap. 19, 6.

So zieht ſich durch die neuteſtamentlichen Schriften ein, wie es ſcheint, heutigen Exegeten faſt unbekannter Proteſt gegen die Anſprüche der Cäſaren auf göttliche Verehrung, gegen deſſen Titel, den ihm der in Chriſtus geoffenbarte Gott ſtreitig macht. Jeſu Wort: „Ihr ſollt niemand euren Meiſter, euren Führer nennen“, galt (Matth. 23, 8—10). Aber ſo ſehr ſich die Männer des Friedens bemühten, die revolutionären Leidenſchaften zu bannen, *eine* Grenze des Gehorſams mußten auch ſie feſt und beſtimmt ziehen: Religiöſe Verehrung kommt dem Staate nicht zu, auch hat er kein Recht, ein Opfer des Glaubens zu verlangen. Auch in der Stunde der Gefahr darf der Chriſt ſeinen Glauben nicht verſchweigen; er hat ſich dann auch nicht zu fügen um des Friedens und der ſogenannten Ordnung willen, ſondern Gott mehr zu gehorchen als den Menſchen (Apoſtelgeſch. 5, 29). Die aufgeklärten Philoſophen von damals haben ſelbſtverſtändlich ohne Zögern die paar Weihrauchkörner vor der kaiſerlichen Büſte geopfert — ſie wußten ja, was man von dieſem „Zauber“ zu halten hatte. Die Chriſten jedoch waren die halsſtarrigen Fanatiker, welche weder Vernunft noch Anſtand zeigten und das „harmloſe“ Opfer verweigerten.

Damit haben wir allerdings den Boden der Bibel verlaſſen und das Gebiet der Kirchengeſchichte betreten.

Es iſt alſo vorwiegend kritiſche Zurückhaltung vor dem Staate oder gar Ablehnung, was die Schriften des Neuen Teſtamentes in dieſer Sache äußern. Eine aktive Teilnahme an der Politik finden wir nirgends — jedenfalls nicht bloß, weil das Proletariat der römiſchen Provinzſtädte in rebus politicis überhaupt nichts zu ſagen hatte, ſondern weil die ganze Glut der Reichsgotteshoffnung im kleinen Kreiſe der Gemeinde und im ökumeniſchen Gemeindeverband ihnen eine andere Art der Betätigung zuwies. Dieſes Gemeindeleben war von der Würde der eigenen Ordnung dermaßen durchdrungen, daß Paulus das Prozeſſieren vor heidniſchen Gerichten mit ſcharfen Worten tadelt. Er meint, derlei Dinge ſollten in der chriſtlichen Gemeinde ſelbſt erledigt werden (1. Kor. 6, 1—8). So beſchränkt ſich denn der chriſtliche Gehorſam gegen die Obrigkeit auf das Steuerzahlen und auf die Fürbitte. Es iſt eine paſſive Rolle.

Das Problem des Soldatenſtandes drängte ſich in den erſten zwei Jahrhunderten nicht in den Vordergrund. Es ſcheint ſehr wenig chriſtliche Soldaten gegeben zu haben. Aber noch Clemens Alexandrinus (ca. 200) ſchränkte den Soldatengehorſam des Chriſten auf jene Fälle ein, in denen der Vorgeſetzte nichts Unrechtes befehle (Prot. 10, 100): „Höre auf den Feldherrn, der gerechte Befehle erteilt.“

---

[1]) Pantokrator = Allherrſcher, Autokrator = Selbſtherrſcher. D. Red.

Wir machen uns heute wohl kaum eine zutreffende Vorſtellung von den Gärungen, der Maſſe des revolutionären Zündſtoffes, den Haß- und Rachegefühlen, die gerade in *den* Schichten ſich ſtauten, worin das junge Chriſtentum ſeine meiſten Anhänger hatte. Wenn ſchließlich das römiſche Reich nicht durch Rebellion dieſer Maſſen, welche die neue Religion mit in ihr Toben verſchlungen hätte, vernichtet worden iſt, ſondern von außen her, von den Germanen, denen als ſchönſtes Erbe des Römertums nicht das römiſche Recht, ſondern das Evangelium von Chriſtus zufiel, ſo war das nicht zuletzt das Verdienſt jener Männer, die immer wieder die um Rache Schreienden mit der Hilfe Gottes vertröſtet hatten: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen", und (Offenbarung 13, 10): „Hier gilt die Geduld und der Glaube der Heiligen." Das bedeutet nicht Reſignation. Eine ſolche Haltung wächſt nur aus der Gewißheit, daß trotz dem entſetzlichen Gegenbeweis des Sichtbaren Gott den Seinen beiſtehe, die im Gebet ſich mit Geduld und Treue wappnen, gewiß, daß „Sein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit".

Wir ſind am Schluß. Aus unſerer Unterſuchung gehen zwei Leitgedanken hervor, die ich, der Mangelhaftigkeit meiner Darſtellung wohl bewußt, ſo formulieren möchte: Gott iſt der Herr, er will nicht nur im Leben des Einzelnen, ſondern auch der Völker Herr ſein. Seine Weiſungen ſind allen bekannt und für alle verpflichtend, auch für den Staat. Dieſer hat ſeine Würde von Gott her, daß er durchs Geſetz, aber eben durchs *Geſetz* (nicht durch Willkür) die Gemeinſchaft unter den Menſchen erhalte. Mißachtung der göttlichen Gebote zieht nach der Meinung des Alten Teſtaments den Zerfall des Staatsweſens nach ſich. Und weiter: Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung. *Erfüllung*, nicht Beſeitigung. Der Chriſt handelt nicht aus Furcht vor Geſetz und Strafe, ſondern aus Liebe. Der *Inhalt* dieſer Liebe iſt aber nichts anderes als die *Erfüllung der Gebote*. Und dieſe Liebe wird nicht ruhen, bis alles ihrer königlichen Herrſchaft untertan iſt. Sie erhält von der Verheißung des Reiches Gottes her ihre revolutionäre Kraft.

Heinrich Berger.

Martin Bubers Brief an Gandhi.[1])

Dieſer Brief, die Antwort Bubers an Gandhi auf einen jüngſt erſchienenen Aufſatz über das Verhältnis zwiſchen den Juden und Arabern in Paläſtina, iſt eines der ergreifendſten und bedeutſamſten Dokumente unſerer an ergreifenden Dokumenten nicht armen Zeit. Ergreifend und bedeutſam, wenn man zunächſt noch von der perſönlich-überperſönlichen Würde und Kraft des Briefes abſieht, vor

[1]) Verlag Die Geſtaltung, Zürich.